

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Oktober 2011



Dorf in Afrika - Foto: Schwerk

Von den Furien der Barmherzigkeit

von Eike Lucas, Politologe

Der ehemalige Entwicklungshelfer Klaus Schwerk berichtet von seinen Erfahrungen und Lehren aus 30 Jahren Entwicklungshilfe.

In manchen Gegenden der Welt fällt kaum Regen, es gibt kaum befahrbare Straßen. Auch Telefonleitungen und Schienen – Fehl-anzeige. Dafür gibt es Armut und Konflikte – zwischen Dörfern, religiösen Gruppen und Stämmen. Und dann ist die ärztliche Versorgung auch noch unsicher und in manchen Jahren wird selbst die Grundversorgung knapp.

Solch ein Dasein ist den meisten Menschen, die am 20. Juli in dem kleinen Vortragsraum in der Landeszentrale zur politischen Bildungsarbeit zusammengekommen sind, vermutlich recht fremd. Berlin da draußen ist Berlin, und eines der größten allgemeinen Ärgernisse ist vielleicht, dass der Sommer nicht recht Sommer werden will. Doch für den grauhaarigen,

hochgewachsenen Mann, der am heutigen Tag vorträgt, war ein ganz anderes Leben jahrelang Alltag.

Inhalt

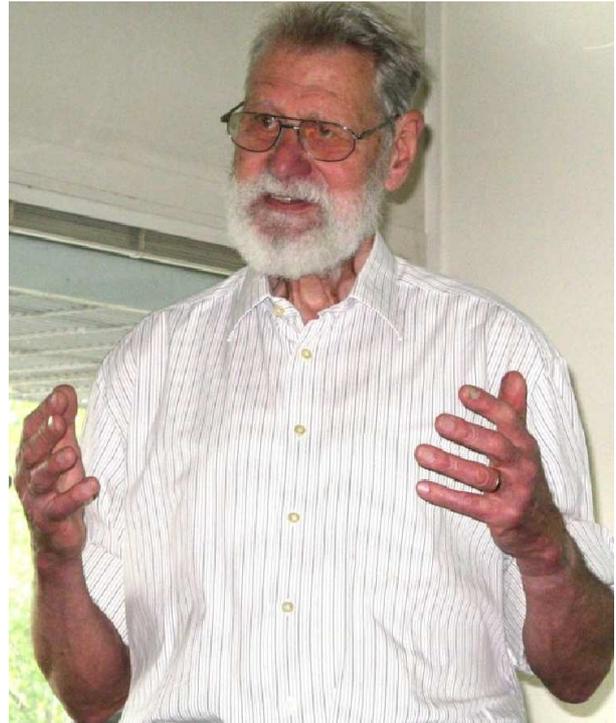
Von den Furien der Barmherzigkeit	1
Gedanken zu Wahlen	3
Gemeinsam reisen üben	4
Russisches Interesse an Mauerbau und -fall	6
Leben mit der Mauer	7
Ein Tag als Zeitzeuge	8
„Die Tränen meines Vaters“	8
Skypen mit Kolumbien	9
Zeitzeuge im Internet	10
Treffen mit jungen Polen	10
In eigener Sache	11
Hinweise auf Angebote und Veranstaltungen	11
Gratulationen	11
Zeitzeuge gesucht	11
Veranstaltungen der ZeitZeugenBörse	12
Ankündigungen	12

Klaus Schwerk war von 1963 bis 1993 „Missionsinspektor für Entwicklungshilfe“ und danach Referatsleiter im Deutschen Entwicklungsdienst. Oder anders gesprochen: Er war Entwicklungshelfer und ist heute bereit, mit den Anwesenden einige seiner Erfahrungen zu teilen.

Und die sind alles andere als immer positiv: Entwicklungshilfe, das enthält schon dem Wort nach ein schweres Ungleichgewicht. Auf der einen Seite steht ein „starker Geber“ und auf der anderen ein „schwacher Nehmer“. Ein Verhältnis, das nur allzu häufig alle Ansätze der angebotenen Entwicklung dominiert. Da werden vermeintlich richtige Konzepte aus dem Westen genommen und, ohne auf den Kontext zu achten, in andere Länder übertragen. Örtlich gebrannte Tonziegel für Dächer durch Wellblech zu ersetzen, ist ein Beispiel dafür. Die Folge: metallbeschwerte Hütten sind zwar beständiger gebaut, aber im Sommer vor angestauter Hitze kaum zu betreten. Auch die eigentlich immer positiv konnotierte „Hilfe“ ist im Kontext der Entwicklung oft komplizierter als man denkt. Denn durch die Kurzfristigkeit des Engagements oder den puren Drang, schnell etwas zu unternehmen, greifen die Helfer zu Notlösungen, die oftmals die Probleme noch verschärfen, anstatt etwas zu verbessern. So derzeit in Kenia zu erleben: Auf dem Weg von Tiefbrunnen zu Tiefbrunnen, die gegen den Wassermangel gebohrt wurden, zerstören nun Viehherden die trotz Kargheit lebendige Wüste endgültig. Statt Wassermangel herrscht in dem Land nun ein Mangel an Futter.

Wie wichtig der jeweilige Kontext der Hilfe ist, hat Klaus Schwerk ganz zu Beginn seiner Laufbahn im indischen Chota Nagpur gelernt – einer bodenschatzreichen Region im nördlichen Bundesstaat Bihar.

„Wir hatten damals zunächst das falsche Konzept für die falschen Auszubildenden,“ erzählt er. Eine Lehre im Metall-, Holz- und Baugewerbe sollte junge Dorfbewohner vorbereiten für die Arbeit in der Schwerindustrie, die sowjetische Staaten in der Region aufbauten. Tatsächlich aber brauchten die entstehenden Werke keinen Nachwuchs, da sie ihn selber heranzogen und die dörfliche Produktion wiederum hatte ebenfalls keinen Bedarf an den „verschulten“ Ausgebildeten, die mit ihren „Diplomen“ die Handarbeit häufig geringschätzten. Angepasst an die Umstände der dörflichen Region stellten die Helfer unter der



Führung von Klaus Schwerk ihre Strategie um. Sie verringerten den hier bei uns so hoch geschätzten „schulischen“ Teil, sodass unmittelbare Produktivität in den Metall-, Holz- und Ziegelwerkstätten der Region möglich war. Für eine breitgefächerte Ausbildung der Arbeiter richteten sie ein Rotationssystem in den Baugewerken ein und orientierten sich darüber hinaus in den Bauweisen für die entstehenden Gebäude an einfachen traditionellen Formen, die den bergigen Bedingungen angepasst waren. Verbesserungen, die den Namen wirklich verdienten, wurden nur dort, wo sie nötig waren, eingeführt: z.B. Stahlträger statt Holz für die Dachkonstruktionen, die zuvor häufig von Termiten befallen wurden. Mit durchschlagendem Erfolg. Die Männer hatten Arbeit und tatsächlich entstanden nützliche Einrichtungen für die Bevölkerung.

Das integrative Moment und das den dörflichen Gegebenheiten angepasste Konzept wurden leider schon bald vernachlässigt, nachdem Klaus Schwerk aus familiären Gründen das Engagement in Chota Nagpur nicht fortführen konnte. Er selbst hat aber in dieser Region vieles an Erfahrung und Wissen für seine späteren Jahre in der Entwicklungshilfe mitnehmen können. Ein Wissen, das bis heute in Politik und Wirtschaft unglücklicherweise keine allgemeine Verbreitung finden konnte. Der chinesische Führer Mao soll zu dem indischen Premier Nehru einmal gesagt haben:



„Wenn unsere Völker atmen wird die Welt erbeben.“ In der politischen und wirtschaftlichen Wirklichkeit gestaltete sich das Ganze aber bis heute eher weniger herrlich, und so waren und sind die Volkswirtschaft China und eben auch Indien – trotz der letzten großen wirtschaftlichen Erfolge – auf Entwicklungshilfe angewiesen.

Es ist wahrscheinlich, dass dies auch in Zukunft vorerst noch so bleiben wird. Und auch Berlin da draußen bleibt ziemlich sicher Berlin. Aber vielleicht haben die Erlebnisse von Herrn Schwerk dem einen oder anderen Zuhörer ein wenig zu denken gegeben. Etwa darüber, wie schwer es ist, zu helfen, und ob denn die Attitüde des Westens, vermeintlich schwächeren Ländern die Hand zu reichen, nicht noch ein wenig entwicklungsbedürftig sein könnte...

Gedanken zu Wahlen

Von Manfred Omankowsky, Zeitzeuge

Die Wahlen liegen nun schon wieder einige Wochen zurück. Es soll hier weder um eine Deutung des Ergebnisses, noch eine Prognose darüber gehen, was wir in den nächsten Jahren erwarten können. Aber ein betagter Zeitzeuge erinnert sich an seine Erlebnisse mit Wahlen.

Wahlen im März 1933

Kaum jemand weiß noch, dass es nach der „Machtübernahme“ durch Hitler am 5. März 1933 für lange Zeit die letzten freien Wahlen gab, nicht nur für den Reichstag und zum preußischen Landtag, auch zur Stadtverordneten- und zur Bezirksverordneten-Versammlung am 12. März 1933. Am 5. März erreichte die NSDAP für Berlin 34,6%, die SPD 21,7%.

Die Wahlbeteiligung betrug 87,3%. Schon eine Woche später gingen in Berlin nur 75,4%

wählen und entschieden sich mit 38,3% für die NSDAP und 22 % für die SPD.

Die Verhaftung vieler Funktionäre der SPD und KPD zeigte zunehmend Wirkung. Angst machte sich breit. Viele Kandidaten der SPD verzichteten kurzfristig auf ihre Kandidatur. So rutschten auf der Reinickendorfer Liste der SPD junge Leute auf Spitzenplätze, wie z.B. Franz Neumann und Meta Omankowsky.

Im Februar 1933 hatte mich mein Vater mitgenommen, um Plakate zu kleben. Am heutigen Kurt-Schumacher-Platz fand er einen geeigneten Holzzaun. Wir hatten einige Plakate zusammengerollt, einen alten Marmeladeneimer mit Kleister, einen großen Pinsel und Bürste. Der Kleister war schnell aufgetragen, der Eimer stand neben mir und mein Vater war dabei, mit der Bürste das Plakat festzuklopfen. Plötzlich kam ein Mann, schnappte sich den kleinen Eimer und kippte den Kleister meinem Vater über den Kopf. Das zähflüssige Zeug lief ihm über Gesicht und Jacke. Er sah ganz furchtbar aus. Ich dachte, er stirbt jetzt, aber er blieb ganz ruhig und sagte nur: „Das war ein Komiker.“ So nannten sie damals die Kommunisten. Dafür nannten diese die Mitglieder der SPD „Sozialfaschisten“. Meine Mutter wurde nur für wenige Wochen Bezirksverordnete, denn nach der KPD wurde auch die SPD verboten .

Wahlbeteiligung manipuliert

In der braunen Diktatur wurde – wie später auch in der roten Diktatur – stets eine Wahlbeteiligung von 98 oder 99 % verkündet und natürlich eine ebenso hohe Zustimmung zum Wahlvorschlag der Machthaber.

Die letzte Scheinwahl in der DDR war am 7.5.1989. Es sollte dokumentiert werden, dass das Volk hinter der Partei stand. Darum wurde das Ergebnis mit 98,85 % Zustimmung bei 98,78% Wahlbeteiligung festgelegt. Einige hatten Zweifel und protestierten. Heute leiden wir unter einer geringen Wahlbeteiligung. Gerade in den neuen Bundesländern.

Die Partei der Nichtwähler ist schon die zweitstärkste Gruppe. Hoffentlich müssen das die Enthalter nicht eines Tages bereuen und wieder zu 99% wählen oder Zettel falten.

Mit einer Stimme Mehrheit

In der BVV Tiergarten wurde ich im Jahre 1965 ohne Probleme mit großer Mehrheit der 40 Bezirksverordneten von SPD, CDU und

FDP gewählt. Schwieriger war zuvor die Entscheidung in der Delegiertenkonferenz der wahlvorschlagsberechtigten Partei. Der bisherige Amtsinhaber kandidierte nicht erneut. Die linke Mehrheit der Partei hatte einen Kandidaten, der mit Sicherheit gewählt werden würde. Die rechte Mehrheit suchte einen Kandidaten, der eine Qualifikation für dieses Amt hatte und schlug mich vor. Ich war einverstanden, hatte eine gute Stellung als persönlicher Referent eines Senators und keine Bedenken gegen den Versuch. Neben den beiden Kandidaten wurden zwei weitere Zählkandidaten aufgestellt, um die Stimmen zu zersplittern. So erreichte keiner der Kandidaten im ersten Wahlgang die erforderliche absolute Mehrheit. Vor dem zweiten Wahlgang wurde mir empfohlen, meinen Mantel aus der Garderobe zu holen, weil nur der linke Kandidat gewählt würde. Es kam anders. Ich hatte, wenn auch knapp, die Mehrheit erhalten. Die unterlegene Mannschaft hat mir das nie verziehen. Von meinen engeren politischen Freunden, dem Regierenden Bürgermeister über den zuständigen Senator bis zum Landesvorsitzenden wurde mir gratuliert. Über sechs Jahre hatte ich in meinem Amt eine erfolgreiche und erfüllende Arbeit leisten können.

Reinickendorfer in Zehlendorf gewählt

Als ich auf Platz 10 der Liste meiner Partei für die Wahl zum Abgeordnetenhaus am 2.3.1975 in Reinickendorf kandidierte, habe ich kaum damit gerechnet, dass ich wirklich in das Hohe Haus einziehen könnte. Andererseits reizte es mich schon, acht Jahre nach dem Ausscheiden meiner Mutter aus dem Abgeordnetenhaus in ihre Fußstapfen zu treten. In den damals neun Reinickendorfer Wahlkreisen wurden acht Kandidaten der SPD direkt gewählt. Ilse Reichel rückte für einen Abgeordneten nach, der kurze Zeit später zum Stadtrat gewählt wurde. Nun war ich der nächste Nachrücker. Dazu brauchte ich wider Erwarten nur etwa ein Jahr zu warten. Es kam zu einer überraschenden Nachwahl.

Ich bin einer von drei Abgeordneten – zumindest in Berlin – die jemals durch eine vom Gericht angeordnete Wiederholungswahl am 25.1.1976 in ein solches Amt kamen. Zwei Einzelbewerber der WUB (Wählergemeinschaft unabhängiger Bürger) in Zehlendorf hatten das durchgesetzte Ergebnis war, dass ich, wie auch je ein Abgeordneter der CDU und FDP in das Parlament einrückten. Für Ab-

geordnete aus Zehlendorf, die nach einem Jahr wieder ihr Mandat verloren. Die Parteien in Zehlendorf hatten wegen geringerer Wahlbeteiligung bei der Nachwahl weniger Stimmen erhalten.

Kandidaten aus den Bezirken, in denen bei der ersten Wahl mehr Wählerstimmen unberücksichtigt geblieben waren, erhielten nun drei andere Mandate. Sehr kompliziert dieses Wahlrecht. Ich weiß nicht, ob man das inzwischen geändert hat.

Der *Tagesspiegel* schrieb: „Der frühere Stadtrat für Jugend und Sport in Tiergarten war seinerzeit von den Parteilinken nicht mehr für dieses Amt nominiert worden. Omankowsky ist Präsident des Deutschen Familienverbandes. Er gehört zur rechten SPD-Mehrheit“. - Das waren noch Zeiten.

Gemeinsam reisen üben

Von Meinhard Schröder, Zeitzeuge

Plötzlich fallen mir zusätzliche Kinder in den Schoß – diesmal Patenkinder. Ich soll mir zu ihren Fotos überlegen, wer sie sind. Der eine sieht englisch aus, der andere indisch. Langsam denke ich nach, ob sie Geschwister haben, welche Hobbys sie betreiben. Auch die beiden Kinder sitzen - zu einer anderen Zeit - über meinem Foto und basteln an meiner Biographie. Noch kennen wir uns nicht.

Diesen Einstieg hat sich die Zeitgenössische Oper gut ausgedacht. Wir wollen ein Musiktheaterstück zu dem Gedicht „Gemeinsam“ von Rose Ausländer (1901-1988) aufführen. Die Aufführung soll im Hauptbahnhof im Rahmen des Festivals „Ankunft: Neue Musik“ stattfinden.

„Vergesst nicht, Freunde, wir reisen gemeinsam“, heißt es in dem Gedicht, aber auch: „...es ist unsere gemeinsame Welt, diese zerrissene, ungeteilte Erde“. Da machste was mit, hatte ich mir gesagt. Das ist kein Heile-Welt-Schmus.

Die Musikpädagogin Annika Vogt, die Choreografin Simone Leona Hueber und die Musikerin Christiane Hommelsheim, sowie die Projektmanagerin Susanna Poldauf betreuen uns. „Wir“ – das ist der Knackpunkt: Wir sind einerseits ältere Menschen, zwischen 60 Jahren und 90 Jahren, vom Theater der Erfahrung, von der Zeitzeugenbörse und aus einer Seniorenwohnanlage in der Koppensstraße nahe bei

der Schule. „Wir“ sind andererseits Kinder der 6. Klassen aus der Bernhard-Rose-Schule in Berlin-Friedrichshain.

Am späteren Aufführungsort, mitten im Hauptbahnhof, treffen wir zum ersten Mal „unsere“ Kinder. Sie sitzen unten auf Rasenstücken, und wir winken ihnen von oben zu. Dann gehe ich wie die anderen Erwachsenen hinunter und suche nach dem Foto meine beiden Patenkinder. Die sitzen ruhig und erwartungsvoll am Boden. Sofort wollen sie wissen, ob ich wirklich Olaf heiße, Architekt bin, keine Kinder habe und 75 Jahre alt bin. Alles falsch. Aber mir ergeht es mit Brain und Noah nicht anders. Auch in der S-Bahn, auf dem Weg in die Schule, vergleichen wir weiter emsig unsere Vorstellungen mit dem realen Gegenüber. Wir sind neugierig aufeinander. Im Mehrzweckraum der Schule nimmt eine Patengruppe auf einem goldenen Thron Platz und schildert der Runde, für wen wir jeweils den anderen hielten und wer es nun wirklich ist. Die Erwachsenen stellen sich sehr unterschiedlich dar, von handfest-bodenständig bis künstlerisch-grazil. Bei den Kindern verhält es sich ähnlich. Ein Mädchen sagt gar nichts und versteckt sich hinter seinen Haaren. Das kleinste Mädchen hat sich zufällig den größten, kräftigsten Mann als Paten ausgesucht, das Küken und der Bär. Ein Junge kommt vor Aufregung ins Stottern. Das ist kein Zufall, denn die Schule hat sich auf Sprachförderung spezialisiert.

Bei der ersten gemeinsamen Probe ist alles anders. Die Kinder sind nicht mehr erwartungsvoll, sondern genießen die Freiheit vom Unterricht: Zwei Wochen nur Proben! In der Turnhalle! Das lädt zum Toben ein. Die Künstlerinnen haben ihre liebe Mühe. Meine Bedenken, ob überhaupt ein konzentriertes Arbeiten möglich ist, werden in den nächsten Tagen nicht zerstreut.

Fünf Erwachsene bekunden eine Vorliebe für Rock 'n' Roll. Klar, das muss in das Stück einfließen. Die Kinder sind etwas verwundert, als wir ein wenig rocken. Mein Patenkind Brain hingegen tobt sich beim Breakdance aus. Ja, auch das lässt sich einbauen, meint Christiane, die musikalische Leiterin. „Wir besteigen Berge, pflücken Himbeeren und lassen uns tragen von den vier Winden“, schrieb Rose Ausländer. Wie setzt man das in Bilder um? Wir heben schwerfällig unsere Beine, als müssten wir steile Wege beschreiten. Wir bücken uns, um verborgene Früchte zu pflücken. Wir breiten die Arme aus, um uns hin-

wegtragen zu lassen. Welche Berge hast du in deinem Leben schon bestiegen? Welche Himbeeren gepflückt?, fragt uns das Künstler-Team. Auf einer gemeinsamen Reise muss man sich vertrauen. Dieses Vertrauen setzen wir in eine Blindenführung um. Ich schließe die Augen, bin blind, und Noah und Brain müssen mich sicher durch den Raum und die große Menschengruppe führen, ohne dass ich anstoße. Werden die beiden Quirle, die ständig toben und Fußball spielen möchten, das schaffen?

Zu den Übungen gehören auch Tango-Schritte und das Sprechen und Singen des Gedichts.

Am Ende der ersten Woche ist für uns trotz allem nicht erkennbar, wohin die gemeinsame Reise gehen soll. Das Team verspricht, übers Wochenende ein konkretes Konzept zu entwickeln. Sie müssen Tag und Nacht gearbeitet haben. Am Montag der zweiten Woche fügen sich Szenen, Bilder, Figuren, Gesänge zu einem Ganzen. Ein Junge, Saraw, dirigiert uns. Er ist konzentriert bei der Sache, obwohl er sonst manchmal abwesend wirkt, wie in einen Schlaf gefallen. Bei den Proben in der zweiten Woche erkennen die Künstler einzelne Schwächen, stellen um oder streichen. Und mittendrin die „Achs“!

„Die ungeteilte, ach die geteilte Welt“, heißt es bei der Dichterin. Nun probieren wir vor laufender Kamera alle möglichen Varianten aus, „Ach“ zu sagen. Als uns der geschnittene Film „Ach“ gezeigt wird, lachen nicht nur die Kinder ein ums andere Mal. Ein Mädchen sagt nichts, aber sie stellt ihr Ach mit den Augen dar.

Eines Morgens stürmt Brain auf mich ein, mit einem anderen Jungen an der Hand: „Darf Gino noch in unserer Gruppe mitmachen? Bitte! Noah ist auch einverstanden.“ Ich möchte nicht absagen, aber wie sollen drei Kinder mich als Blinden führen? Sie nehmen alle Drei ihre Aufgabe sehr ernst. Über die Hand vermitteln sie mir, wo ich hingehen muss, ohne anzustoßen oder zu stolpern. Ich gewinne Vertrauen und kann mich ganz ihrer Führung überlassen. So viel Verantwortungsbewusstsein hatte ich ihnen nicht zugetraut.

Für einige von uns Älteren sind die Proben nicht leicht, eine ist sonst auf einen Rollator angewiesen. Und mit 90 Jahren hüpfte die andere auch nicht mehr herum wie die Kinder. Dafür sind die umso quirliger. „Warum wirkt die Ritalin-Tablette nicht?“, wundert sich eine

Lehrerin. Endlich erfolgt eine sehr ernste Ansprache der Sozialpädagogin: Wer bei den Proben nicht mitarbeitet, der kann auch bei der Aufführung nicht dabei sein. Für einen Tag wirkt es. Und am anderen Morgen? Noch eine gesonderte Besprechung mit den Kindern. Dann kommen sie zu uns in die Turnhalle – leise und konzentriert. Wir Erwachsenen sind begeistert und klatschen Beifall. Allerdings muss ein Kind die gemeinsame Reise abbrechen. Mein Eindruck: gelegentlich war es einfach nicht ansprechbar. Auch ein Erwachsener muss wegen eines Todesfalls aussteigen.

Am letzten Probentag läuft alles konzentriert. Ein schlechtes Omen? Nein, es bleibt auch bei der Aufführung dabei. Mittendrin beugen sich die Kinder zum Boden und pflanzen Samen in den Boden; wir stehen hinter ihnen und singen. Dann noch einmal Staccato: „Vergesst nicht, Freunde: Wir reisen gemeinsam!“ Schließlich mündet das Stück in einem lebendigen, begeisterten, bejubelten Rock `n` Roll und in eine Kinderpyramide, bei der Benny ganz oben sorgfältig die Erde hält.

Nach der Aufführung sagt ein Besucher, männlich, in der Industrie tätig: „Ihr habt mir das Herz geöffnet.“

Zum Abschied schenken die Kinder ihren Paten eine Rose mit einem kleinen Zettel. Gino hat originelle Zahlen-Designs gestaltet, Brain hat ihm nachgeeffert, und Noah hat mir seine Telefonnummer aufgeschrieben, alle mit einem Dank versehen.



Bei der Auswertung im Unterricht schreibt Jessica, sie habe gelernt, dass man auch mit Älteren was zusammen unternehmen kann. Jessica, Brain und Benny meinen, für sie wäre am schönsten gewesen, Rock `n` Roll zu tanzen. Yeah! Ein Samen wurde gepflanzt. Rock `n` Roll will never die!

Russisches Interesse an Mauerbau und -fall

Von Hans-Joachim Grimm, Zeitzeuge

Am 12. August 2011 besuchte mich Fjodor Iwaniza, Korrespondent des Fernsehkanals

„Swesda“ (Stern) mit einem Kameramann zum Interview anlässlich des 50. Jahrestags des Mauerbaus.

Zunächst wollte er wissen, was ich gedacht habe, als ich vom Mauerbau erfuhr. Ich hatte ihm schon zu Anfang gesagt, dass ich vom Mauerbau in Leipzig erfuhr und keine Bekannten bzw. Verwandten in Westberlin hatte, mit denen ich im Kontakt gestanden hätte. Daher war der Mauerbau für mich persönlich kein so einschneidendes Ereignis.

Andererseits hatte ich Verständnis für ihn. Die DDR sei damals nach meiner Meinung das „bessere Deutschland“ gewesen, wollte eine neue Gesellschaft aufbauen und damit einen neuer Krieg verhindern. Jedoch durch die offene Grenze sei sie wie ein Fass ohne Boden gewesen, viele Fachleute wären nach dem Westen gegangen, und so war es verständlich, dass dieses „Loch“ gestopft werden musste. Außerdem wurde ja auch erklärt, dass die Mauer nicht lange stehen würde, und es war seitens der Regierung Verständnis gezeigt worden für die Härten, die sie für viele Berliner mit sich brachte.

Dann fragte der Korrespondent, ob sich meine Einstellung zur DDR nach dem Mauerbau geändert habe. Ich erzählte ihm, dass ich Anfang der siebziger Jahre über das Reisebüro eine Reise nach Ägypten hätte machen können. Ich hatte bereits die entsprechende Summe eingezahlt und meine Reiseunterlagen bekommen, wurde dann jedoch von einer Mitarbeiterin des Reisebüros angerufen, dass die „zuständigen Stellen“ ihre Zustimmung zu meiner Reise wieder zurückgezogen hätten: ich solle mir mein Geld wieder abholen. Beim Geldabholen teilte mir die Mitarbeiterin wie „zum Trost,“ mit, „andere werden sogar noch aus dem Flugzeug herausgeholt.“

Mich tröstete das allerdings überhaupt nicht, ich ging zum Polizeipräsidium, um in Erfahrung zu bringen, warum ich erst fahren durfte und dann auf einmal nicht. Dort wurde mir nur lapidar erklärt, zu Aus- und Einreisefragen werden den Bürgern keine Erklärungen gegeben.

Ich war hell empört. So also geht dieser Staat mit mir um, dachte ich. Mein Bewusstsein bekam einen ersten Riss, und ab jetzt betrachtete ich alle Vorkommnisse in der DDR mit Skepsis.

Ob ich nach dem Mauerbau an Flucht gedacht hätte, wollte der Korrespondent dann wissen.

Ich erzählte ihm, dass ich einige Jahre später zwei Ausreiseanträge gestellt, sie jedoch dann wieder zurückgezogen hätte. Auf die Frage des Korrespondenten, ob ich den Mauerbau heute für notwendig halten würde, erwiderte ich, dass man alles aus seiner Zeit heraus erklären müsse, historisch gesehen jedoch der Mauerbau das Ende der DDR einläutete.

Zum Schluss wollte er noch wissen, wo ich den Mauerfall erlebt habe. In Berlin, sagte ich, habe ich ihn verschlafen, und als ich am nächsten Morgen im Fernsehen die über die Grenzübergänge strömenden Menschen sah, kamen mir die Tränen.

Nach dem Interview zeigte der Korrespondent großes Interesse an meiner Bibliothek. Er bat mich, ein Buch herauszunehmen und darin zu blättern – damit der Kameramann das aufnehme – und fragte, welcher mein deutscher und mein russischer Lieblingsschriftsteller sei.

Ich nannte Thomas Mann und Alexander Puschkin.

Im Internet sei das Interview zu sehen, erfuhr ich beim Abschied ...

Zum Autor:

Hans-Joachim Grimm (Jg. 1932) war ab 1964 freiberuflicher Dolmetscher und Übersetzer, vor allem in slawischen Sprachen.

„Leben mit der Mauer“

Von Hans-Joachim Grimm, Zeitzeuge

So lautet der Titel ihres 2009 im Frieling-Verlag erschienenen Buches, über das Frau Ingrid Taegner (1936 in Charlottenburg geboren) am 17. August im HALBKREIS sprach. Sie hob besonders hervor, dass ihre Familie schon seit fünf Generationen in ganz Berlin ansässig sei und ihr Anliegen unter anderem darin bestehe, etwas gegen die Verklärung der DDR zu tun und deren wahres Gesicht zu zeigen. Zudem möchte sie mit ihrem Buch ihren Eltern ein Denkmal setzen.

Zuerst berichtete sie über ihre in Lichtenberg verbrachte Kindheit, über die während des Krieges erlebten Bombenangriffe und die dann folgende Evakuierung, die immer wieder von Besuchen in Berlin unterbrochen wurde.

Ihr Vater war 1946 aus der Gefangenschaft zurückgekommen und hatte sich für die SPD eingesetzt, die damals in Berlin noch in allen vier Sektoren Büros ihrer Kreisvorstände unterhielt. Trotz der Teilung Berlins in Sektoren betrachtete Frau Taegner die Stadt stets als Ganzes, kaufte im Westen ein, was im Osten

nicht zu haben war, und besuchte auch dort die Kinos. Die Teilung in vier Sektoren empfand sie als bedeutungslos.

Nach dem Krieg besuchte sie eine in der Nähe ihrer Wohnung gelegene Schule und dann von 1950 bis zum Abitur 1954 die Lichtenberger Kant-Oberschule, an der bis 1952 auch Lehrer aus Westberlin unterrichteten. 1953 schloss sie die Schule mit dem Abitur ab. Nun wollte sie Lehrerin für Mathematik und Physik werden und nahm dazu ein Studium auf. Aufgrund ihrer sozialen Herkunft – ihr Vater war Architekt – bekam sie kein Stipendium. Sie brauchte jedoch keine Studiengebühren zu bezahlen.

Da in den 50er-Jahren dringend Lehrer gebraucht wurden, wurde sie nach kurzem Studium Lehrerin für Mathematik und Physik. Inzwischen hatte sie geheiratet, einen Sohn bekommen und eine neue Wohnung am Landwehrkanal zwischen Treptow und Kreuzberg bezogen.

Den Mauerbau erlebte Frau Taegner direkt vor ihrem Wohnhaus am Ufer des Landwehrkanals. Aus ihrer Wohnung hat sie die Entwicklung des Mauerbaus fotografiert.

Da ihr Vater als SPD-Mitglied in Ostberlin keine Aufträge mehr bekam, war er vor dem Mauerbau nach dem Westen gegangen. Durch den Mauerbau war die Familie nun getrennt, auch wenn der Vater von der anderen Seite des Landwehrkanals herüberwinken konnte und Frau Taegner das aufgenommen hat.

Sie selber wurde als Lehrerin fristlos entlassen, da sie sich weigerte, den Mauerbau zu befürworten, ihr Mann wurde verhaftet und sie erlebte eine Beschuldigungsvernehmung durch die Staatssicherheit, von der sie bis 1989 überwacht wurde.

Nach ihrer fristlosen Entlassung musste sie sich mühsam durch Unterricht gegen Honorar an Betriebsakademien durchschlagen. So lebte sie bis 1964 ohne soziale Sicherheit, wurde von den Schwiegereltern unterstützt und bekam Pakete von ihrem Vater geschickt.

Ende 1964 durfte sie wieder als Lehrerin tätig sein und arbeitete nun hauptamtlich an einer der Betriebsakademien, an der sie bis dahin nur auf Honorarbasis tätig gewesen war.

In der anschließenden Diskussion erfuhren wir, dass Frau Taegner auch durch Quaker-Speisen und Care-Pakete unterstützt wurde.

Für ihr Buch hatte sie lange keinen Verlag finden können, aber ihr jetziger Verlag habe ihr sogar die Möglichkeit verschafft, auf der Leipziger Buchmesse zu lesen.

Ein Tag als Zeitzeuge

Von Herbert Toepfer, Zeitzeuge

Als ich vor ein paar Tagen telefonisch gefragt wurde, ob ich aus eigener Erfahrung etwas zum 13. August 1961 berichten könnte, habe ich - eigentlich wie bei fast allen Anfragen - spontan zugesagt. Eine Stunde später meldete sich der Berliner Rundfunk und wollte wissen, was ich denn wüsste. Nun, als Zeitzeuge muss man ja streng trennen zwischen dem, was man wirklich erlebt hat und worüber andere nichts wissen können und dem, was man aus den Medien zur Genüge kennt. Als Beispiel will ich einmal eine Anfrage eines Radiomannes nennen, der von mir wissen wollte, ob denn Vopos beim Ausrollen des Stacheldrahtes mir auf den grossen Zeh getreten hätten. Solche Berichte würde er suchen. Ich konnte wahrheitsgetreu versichern, dass ich diesen Sonntag im August hier in Britz, zwanzig Kilometer vom Brandenburger Tor entfernt, nicht miterlebt hatte. Wir haben erst am Abend vom RIAS und dem damaligen Sender Freies Berlin (SFB), einige Berichte gesehen und gehört. Es war auch nicht so, dass Ost-Berlin und die SBZ (O-Ton RIAS: Sowjetische Besatzungszone) für West-Berliner mit einem Schlag geschlossen worden waren, eher hat das einige Tage gedauert. So hatte ich der Dame am Telefon nur sagen können, dass der Bau der Mauer mein Leben nachhaltig verändert hat. Meine Mutter und die Mutter einer jungen Dame aus Brandenburg hatten schon in frühesten Jugend uns beide „versprochen“ und nun war das unmöglich geworden. Erstaunlicherweise hat den Sender meine private und familiäre Erzählung doch sehr interessiert und so sass ich dann an einem Vormittag in einem Aufnahmerraum des Berliner Rundfunks und habe fast eine Stunde lang über diese Episode, teils ein wenig langatmig, berichtet. Erst zwei Jahre später, während des ersten Passierscheinabkommens, habe ich sie wiedergesehen, aber da war es zu spät. Ich war inzwischen in West-Berlin verliebt, verlobt und verheiratet und hatte eine Familie gegründet. Ich bin gefragt worden, ob denn der Gedanke einer Flucht oder meine Übersiedlung auf die andere Seite angedacht worden war. Dies ha-

be ich nie in Erwägung gezogen und auch sie nicht. Wir hatten in den achtundzwanzig Jahren immer Kontakt, haben gemeinsam gefeiert und sind auch heute noch beste Freunde. Walter Ulbricht konnte nicht verhindern, dass ich sie heute noch nehmen würde.

„Die Tränen meines Vaters“

Von Peter Mosler, Zeitzeuge

Der Schriftsteller John Updike, von dessen letztem, posthum erschienenen Buch die Rede sein soll, ist im Januar 2009 gestorben, und es war ein Schrecken, den sein Tod auslöste.

Ein anderer, der ihm an literarischer Größe gleichkam, Philipp Roth, sagte: „John Updike ist der größte Literat unserer Zeit, ebenso glänzend als Literaturkritiker wie als Romancier, als Erzähler oder short-story-Autor. Er ist nicht weniger als ein nationales Vermächtnis wie sein Vorläufer im 19. Jahrhundert, Nathaniel Hawthorne“.

Weniger emphatisch ausgedrückt: Gestorben ist der letzte Zeuge vom Leben der protestantischen Mittelklasse in der amerikanischen Kleinstadt.

Das Buch, das vor mir liegt, enthält Erzählungen, keine short stories, und ich las zuerst jene, die dem Buch den Titel gegeben hat: „*Die Tränen meines Vaters*“. Es ist eine Geschichte aus Pennsylvania, eine Geschichte aus dem bürgerlichen Leben der USA. Das Personal der Erzählung entstammt der weissen Mittelklasse, wie in den anderen Büchern Updikes, die Mutter mit ihrem Hang zum Jähzorn, der ausgleichende Vater, ein spätes Klassentreffen, in dem manche sich schon im Rollstuhl befinden, und die schönen Mädchen aus der Klasse sind heute dick oder knochig dünn, und alle nehmen teil an dem Ratespiel, in dem unnützes Wissen abgefragt wird („Wie heißt das Stück, das wir in der letzten Klasse aufführten?“). Zum Schluss ist der Erzähler mit seiner Frau Deb in Italien, als ihn ein Anruf seiner Mutter erreicht: „Der Vater hat den zweiten Schlaganfall erlitten.“ Aber im nächsten Gespräch mit der Mutter muss er hören: „Er ist gestorben.“ Seine Frau nimmt ihn in die Arme und sagt: „Weine!“ Nach dem Tod des Vaters lassen sie sich scheiden. Es ist eine anrührende Geschichte von tiefgehender Melancholie und einem Ton, der von dem Verständnis des Autors für Menschen

kein Aufhebens macht. Es ist ein Lebensschicksal, im Nebenher erzählt, und das ist es, was das Gefühl beim Lesen so anrührt.

Die Erzählungen handeln von Menschen, die sich im fortgeschrittenen Alter befinden, z.B. New Yorker von der Upper East Side in Indien. Auch die Reisenden sind schon in den Jahren und versichern einander, dass das Reisen auf dem Rhein einfacher und konzentrierter sei, man bleibt in seiner Kabine auf dem Schiff, statt per Bus den Süden Indiens ab-zuklappen, immer auspacken und wieder einpacken.

Updike erzählt in diesem Buch von einem Mann, der, als er Kinder bekam, nie daran gedacht hatte, dass sie einmal graue Haare und selber Kinder haben würden. Das sind nachdrückliche Metaphern über das Leben und seinen Verlauf zum Ende. Man erkennt, alt geworden zu sein, wenn die Kinder in dem Alter sind, in dem sie graue Haare bekommen.

„Deutschunterricht“ beschreibt nicht nur den Unterricht, sondern erzählt auch vom Besuch bei der Deutschlehrerin Frau Mueller - auf deutsch hieß sie Müller - zu einer Teeparty, und ihr Mann fragte im Gespräch: „Was heißt ewig, Liebchen?“

„Eternal,“ sagt Frau Mueller in „ihrem gedankenverwehten Zustand“.

Natürlich geht es nicht nur um „Deutschlernen“, sondern auch um die Anthropologie der Deutschen und der Amerikaner, und irgendwann wird die Lehrerin Frau Mueller *stoned* erwischt, „eine Hitlerschlampe in einem fremden Land, wo der Konjunktiv dahinwelkte und alles durchrasst und durchmischt war. Amerika hatte sie zermürbt.“ Später starb ihr Mann Franz, der zwei Armeen überlebt hatte, „nicht aber die ungesunde Kost in Amerika“- ein schöner, dicht gearbeiteter Text über Deutsche und Amerikaner.

Oder jene Erzählung aus Alton/Pennsylvania, die den Niedergang der Region mit ihren überflüssigen Männern beschreibt, aber „das County war nicht so entkräftet, dass es nicht eine Rushhour hätte“. Updike erzählt von der Midwest-Provinz nicht mit Liebe, aber mit einer Art resigniertem Einverständnis: Alton ist nicht vernachlässigt, eng, provinziell, sondern so ist es eben, wenn das County ins Alter kommt und ihre Bewohner ebenso. Immer wieder gelingt es Updike, eine trostlose

Situation mit einer Metapher zu beschreiben, die sie freundlich erhellt.

Die Erzählungen „*Die Tränen meines Vaters*“, die letzten John Updikes, sind mit einem intelligenten Humor geschrieben, einfühlsam, unsentimental, dicht - kurz: geistreiche Unterhaltung. Das ist auch der Grund, warum die erste Auflage schon im Januar dieses Jahres ausverkauft war. Die Erzählungen Updikes erreichen Kopf und Herz des Lesers.

John Updike, *Die Tränen meines Vaters*. Erzählungen, Rowohlt-Verlag, Reinbek 2011, 366 S., € 19,95

Skypen mit Kolumbien

Von Jutta Hertlein, Zeitzeugin

Die 40. und letzte Vermittlungsanfrage zum 50. Jahrestag des Mauerbaus am 13. August erreichte das Büro der Zeitzeugenbörse genau einen Tag vorher, am 12. Absenderin war Natalia Bonnett Alonso von *El tiempo*, Kolumbien, und sie fragte, ob ein Interview auf Englisch mit Skypen möglich wäre.

Natürlich war das zu eilig, um unsere englisch-sprechenden Zeitzeugen nach Skype-Anschlüssen zu fragen. So blieb die Aufgabe sozusagen an mir hängen, Zeitzeugin und gelegentlich im Büro tätige Vermittlerin in einer Person. Ich gab Natalia meine mail-Adresse, damit sie mitteilen konnte, um welche Stunde mitteleuropäischer Sommerzeit das Interview stattfinden sollte. Zu Hause fand ich ihre Nachricht vor: um 16.30 Uhr, also praktisch sofort.

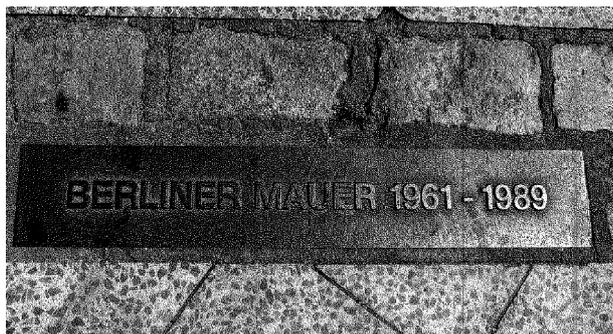
Eine Stunde und sieben hin- und hergehende mails später konnten wir uns schließlich beide sehen und hören. Zwischendurch hatte ich noch zweimal unseren in diesen Dingen erfahrenen Sohn angerufen. Er meinte, es müsse eigentlich klappen, er sähe mich auch gerade auf Skype.

Ende gut, alles gut. Eine Stunde lang befragte mich Natalia zum Bau der Mauer und den Lebensumständen der folgenden 28 Jahre in Ost- und Westberlin. Für sie, eine junge Frau, lagen die Ereignisse räumlich wie zeitlich sehr entfernt und waren fast unvorstellbar, wie aus manchen ihrer Fragen deutlich wurde. Ich berichtete über Passierscheine, Verwandte, denen „Westkontakte“ verboten waren, Geschenke für Ost-Berlin (Kaffee, Schokolade, Obst, Strumpfhosen) und aus Ost-Berlin (Bücher, Schallplatten, Christstollen). Auch über die interessanten, oft herausragenden Opern-

und Theateraufführungen, für die der geforderte „Zwangsumtausch“ von D- in DDR-Mark sinnvoll ausgegeben werden konnte.

Im Büro waren wir zu der Meinung gekommen, dass *El tiempo* eine Zeitung sei. Jemand glaubte sich an ein gleichnamiges spanisches Organ zu erinnern und der Gedanke an die deutsche „Zeit“ mag ebenfalls mitgespielt haben. Im Glauben, das Gespräch werde erst aufgezeichnet und danach zu einem Artikel verarbeitet, sprach ich ziemlich unbekümmert und längst nicht so konzentriert wie vor einer Kamera. Doch ein paar Tage später übermittelte Natalia ihre Arbeit als Fernsehinterview. Die für sie interessantesten Teile unseres langen Gesprächs hatte sie zusammengefasst und mit laufenden spanischen Untertiteln unterlegt.

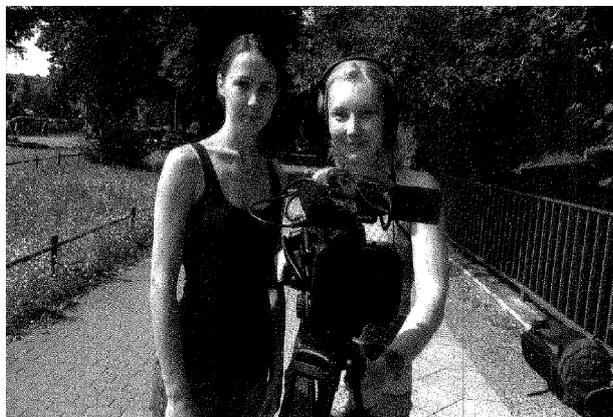
Ob die Fernsehzuschauer in Kolumbien unseren im Hintergrund sichtbaren Kachelofen als solchen erkannt haben? ...



Zeitzeuge im Internet

Von Manfred Roseneit, Zeitzeuge

Zwei Aufnahmen vom 19.7.2011, die ich nach fünfzig Jahren des Mauerbaus unter glücklicheren Voraussetzungen, als sie sich damals darstellten, gemacht habe.



Wir - das sehr junge und professionelle Kamerateam von der „Süddeutschen Zeitung“, Frau Jasmin Off (links), Frau Ivonne Wagner und

ich - filmten gut zwei Stunden und haben so in etwa meine Flucht an der Kiefholzstraße in Treptow am 13. August 1961 nachempfunden. Diese Produktion ist nicht für die Zeitung entstanden, sondern sie wurde zeitnah zum 13. August ins Internet gestellt.

Obwohl es wegen der hohen Temperaturen an diesem Dienstag für mich anstrengend war (in Motorradklamotten, so wie ich damals zur Grenze gerast bin), hat es mir mit den kommunikativen Damen sehr viel Spaß gemacht!

Manfred Roseneit und andere Zeitzeugen konnten ihre Fluchtgeschichten auf dieser Webseite der *Süddeutschen Zeitung* erzählen:

- URL: <http://www.sueddeutsche.de/politik/jahre-mauerbau-am-zaun-in-die-zukunft>.

Treffen mit jungen Polen

Von Gertrud Schönberg, Zeitzeugin

Das Treffen fand vor ca. einem Jahr im Jugenddorf am Müggelsee statt. Die Vorsitzende der polnischen Jugendgruppe holte mich mit dem Auto ab. So fuhren wir zu der Sitzung.

Ich war die einzige Rednerin. Alle waren sehr freundlich zu mir und sehr interessiert. Die Zuhörer waren Jugendliche aus Polen, Weißrussland und Niedersachsen. Sie stellten mir Fragen, Dolmetscherinnen übersetzten.

Die Fragen bezogen sich auf meine Familie, deren Grund für ihre Auswanderung nach Polen, der Flucht und warum wir nicht in Polen geblieben waren.

Ferner interessierten sich die Zuhörer für meine Meinung zu Frau Steinbach. Darauf bin ich aber nicht eingegangen.

Es war eine sehr angenehme Erfahrung mit so vielen jungen Menschen im Gespräch zu sein und zu sehen, dass besonders die Polen und Weissrussen an der Geschichte großes Interesse hatten.

Veranstalter:

DJO Deutsche Jugend in Europa Bundesverband e.V.
Kuglerstr. 5, 10439 Berlin,
Zuzanna Krzysztofik, Bundeskulturreferentin
Tel. 030-446778-18, e-mail: zuzanna-krzysztofik@djo.de

In eigener Sache

Die ZeitZeugenBörse sucht ehrenamtliche Mitarbeiter/innen, die ein oder zweimal in der Woche im Büro der ZZB tätig werden wollen.

Mögliche Aufgaben wären:

- Vermittlung von Zeitzeugen
- Ablage und Organisation von Unterlagen
- Ordnung von Dokumenten der Zeitzeugenbörse (Archiv-Bibliothek) in der Landeszentrale für politische Bildungsarbeit
- Betreuung von Veranstaltungen
- *Bei Interesse bitte im Büro melden*

Hinweise auf Angebote und Veranstaltungen

Therapieangebot für Kriegskinder des II. Weltkrieges

In Kooperation mit der Universität Greifswald bietet das *Behandlungszentrum für Folteropfer Berlin* traumatisierten Kriegsüberlebenden, die aktuell noch unter den psychischen Folgen des II. Weltkrieges leiden, kostenlose therapeutische Unterstützung an. Auf der Webseite www.lebenstagebuch.de finden Sie nähere Informationen zu diesem Therapieprojekt oder

Sie wenden sich an

Dipl. Psych. Maria Böttche

Projektkoordination „Lebenstagebuch“

Behandlungszentrum für Folteropfer Berlin

Turmstraße 21, 10559 Berlin

tel: 030/ 30 39 06 -32 - fax: 030/ 30 61 43 -71

mail: maria.boettche@lebenstagebuch.de

Einladung

Das *Zentrum für Zeithistorische Forschung* und das *Potsdam Museum* laden zum 3. Oktober 2011 zu einem „Tag der offenen Tür“ in der *Gedenkstätte Lindenstraße 54/55 für die Opfer politischer Gewalt im 20. Jahrhundert* ein. Der Eintritt ist an diesem Tag frei.

Die bedrückende Kontinuität der Willkür verschiedener Diktaturen an diesem Ort und die persönlichen Schicksale der Betroffenen sind Themen der Führungen (11.00 Uhr, 13.30 Uhr und 16.30 Uhr) und der Veranstaltungen an diesem Tag. Die Besucher können sich über die Gedenkstättenarbeit informieren sowie die Ausstellungsmodule zur Geschichte des „Sowjetischen Geheimdienstgefängnisses“ (1945 -

1952), zum „Stasi-Untersuchungsgefängnis“ (1952 bis 1989) zum „Haus der Demokratie“ (1990) und die Ausstellung „Flucht in den Westen“ besichtigen. Seinen beeindruckenden biografischen Roman „Kennwort Alpenveilchen“ - Zwischen Stasi-Knast und Kaltem Krieg. Erinnerungen eines Unbequemen - stellt der Autor und ehemalige politische Häftling Dieter Drewitz um 15 Uhr vor.

Das Buch schildert die schlimmen Erfahrungen eines politisch Unbequemen, dokumentiert und legt Zeugnis ab vom Alltagsleben in den Jahrzehnten der DDR, mit einer Fülle absurder Erlebnisse.

Um 18 Uhr findet die Filmpremiere des Dokumentarfilms "1989 - Mein letztes Jahr in der DDR" von Ute Wenzel-Spoo und André Wenzel über die Inhaftierung von Jan Roman Blaszok statt. Der Film erzählt die Haftgeschichte des gelernten Anlagenmonteurs Jan Roman Blaszok aus Kleinmachnow.

Jan Roman Blaszok wird zur Filmpremiere anwesend sein. Von 10 bis 18 Uhr informiert die Potsdamer Sektion von amnesty international über ihre Arbeit.



Wir gratulieren allen im Oktober geborenen Zeitzeugen

- 01.10. Werner Salomon
- 10.10. Margit Siebner
- 13.10. Helga Wille -
- 13.10. Winfried Schweitzer -
- 15.10. Harri Firchau -
- 16.10. Hans-Joachim Grimm -
- 18.10. Eleonore Eckmann -
- 28.10. Saskia von Brockdorff
- 28.10. Helga Cent-Velden -
- 28.10. Klaus Schwerk -
- 29.10. Brigitte Melchior -
- 30.10. Heinrich Polthier

Zeitzeugen gesucht

Suchmeldung Nr.178/2011

"Wer kann etwas zu Tieffliegern im 2. Weltkrieg sagen?" (Bitte im Büro melden)

Halbkreis

Das Leben eines Fliegers ist kurz und gewaltig!

Dienstag, den 11. Oktober, 15 Uhr

Kaum jemand kann sich der Faszination entziehen, die von Kampfflugzeugen ausgehen. Auf Luftfahrtmessen sieht man aber nur die Flugeigenschaften. Der Zweck dieser Geräte, das Zerstören und Töten, bleibt im Hintergrund. Von 1976 bis 1990 war **Carsten Häusler** (Jg. 1960) Jagd- /Jagdbombenflieger in der DDR: Vom „blauen Wattebällchen“ zum „geschliffenen Edelstein“.

Fazit: Bomben und Auszeichnungen treffen immer auch Unschuldige!

"Operation Dozent"

Lutz Trenkner (Jg.1943) berichtet über seine Zeit als Lehrer in der DDR, sein Berufsverbot, die jahrelange Bespitzelung durch den eigenen Bruder, der als IM für die Staatssicherheit arbeitete, die Verhaftung und Inhaftierung 1984, die Verhörmethoden der Stasi, das Leben im Stasi-Gefängnis Erfurt und im Zuchthaus Cottbus und den Ablauf des Freikaufs in den Westen 1984. Soweit der zeitliche Rahmen es zulässt, wird Herr Trenkner seinen Vortrag illustrieren (Folie/Kurzfilm).

Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, 10787 Berlin, An der Urania 4-10
Ecke Kurfürstenstraße

Verkehrsverbindungen U1, U2, U3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz

Bus 100, M29, 187 - Haltestelle Schillstraße - Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania

Ankündigungen

Exkursion in ein Akustikdenkmal

Mittwoch, den 19. Oktober 2011, 15 – 17 Uhr

Im Funkhaus Berlin an der Nalepastraße in Oberschöneweide gibt es seit einigen Jahren Führungen durch die denkmalgeschützten Gebäude des ehemaligen zentralen Rundfunks der DDR.

Auch das ist Erinnerungsarbeit und für Mitglieder der Zeitzeugenbörse sicherlich aufschlussreich, zumal uns eine langjährige Mitarbeiterin des Berliner Rundfunks die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieses bedeutsamen Ortes erläutern wird.

Frau Helga Deglmann arbeitete von 1962 bis zum 31.12.1991 als Journalistin, Redakteurin und Reporterin vor allem beim Kinderradio der DDR.

Wie funktionierte zum Beispiel Radio damals ohne Computer und ohne Handy? Warum zieht noch heute der große Sendesaal so viele berühmte Musiker magisch an? Und was suchte „Herr Kauz in der Orgel“? Fragen, auf die Helga Deglmann auf unterhaltsame Weise die Antwort weiß.

Wenn Sie Interesse an der Führung haben, bitten wir um Ihre Voranmeldung im Büro der Zeitzeugenbörse unter 030 – 44046378 oder über 030 – 3228998 (Geffers)

Der Eintritt zur Führung kostet 5,- €

Veranstaltungsort: Nalepastraße 18 – 50, Fahrverbindung: S-Bahnhof Rummelsburg, weiter Straßenbahn 21
Richtung Schöneweide bis Köpenicker Chaussee/Ecke Blockdammweg

Schöffe in der DDR

Donnerstag, den 27. Oktober, 15 Uhr

Mehr als drei Jahrzehnte war **Hans Müncheberg** der Autor des Buches "Außergewöhnliche Fälle zwischen Recht und Gerechtigkeit" als gewählter Schöffe am Stadtbezirksgericht Berlin-Treptow tätig, bis zu einer Konfrontation mit der Staatsanwaltschaft auch als Jugendbeistand, d.h. ehrenamtlicher Verteidiger von Jugendlichen. Sechs der im Buch enthaltenen acht Geschichten schrieb er nach eigenem Erleben.

Die Diskussion mit anderen erfahrenen Schöffen aus Ost und West kann ganz sicher eine Bereicherung für die Diskussion mit allen Gäste sein wird.

Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, 10787 Berlin, An der Urania 4-10
Ecke Kurfürstenstraße

Verkehrsverbindungen U1, U2, U3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz

Bus 100, M29, 187 - Haltestelle Schillstraße - Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P.:Eva Geffers. Redaktion: Eva Geffers, Lektorat und Layout: Dr. Klaus Riemer, **ZeitZeugenBörse e.V. Ackerstr. 13, 10115 Berlin**

Tel. 030 – 44046378, Fax 030 – 44046379. Mail: info@zeitzeugenboerse.de. Web: www.zeitzeugenboerse.de - Büro: Mo, Mi, Fr 10-13 Uhr

Druck Typowerkstätten Bodoni, Linienstr. 71, 10119 Berlin, Tel. 030-2825137, Fax 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe - Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten.

Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Wer den ZeitZeugenBrief statt per Post per E-Mail erhalten will, schickt uns bitte eine E-Mail!

Über Spenden freuen wir uns sehr: **Bank für Sozialwirtschaft BLZ 10020500, Kontonummer 3340701**